

19. DER STURZ AM ENDE DER ZEIT

Die Zeit

Es war Mitte Mai. Das Wetter war herrlich, und die Meteorologen hatten versprochen, dass es so bleiben würde. Es war so warm geworden, dass in den Alpen und hauptsächlich in der Schweiz riesige Schneemassen frühzeitig geschmolzen waren. Der Oberrhein war in vielen Gegenden über die Ufer getreten und selbst Nebenflüsse führten Hochwasser durch Rückstau. Wir waren davon nicht betroffen, und viele Sorgen, die uns in den letzten Monaten beschäftigt hatten, schienen jetzt endlich zu verebben. Mit der Gesundheit ging es wesentlich besser als noch vor einigen Wochen. Die Folgen des Schwelbrandes, der die Wohnung unseres Sohnes Anfang des Monats in eine stinkende Dreckbude umgewandelt hatte, waren noch nicht alle beseitigt, aber das meiste war geputzt oder gewaschen, und der Abschluss der kompletten Renovierung war absehbar. In der Heimat war die Wohnung, in die wir uns das nächste Jahr zurückziehen würden, bis auf Details nicht nur bezugsfertig, nein, wir benützten sie schon mehr als ein halbes Jahr. Seit Anfang des Monats hatten wir jetzt auch einen Makler mit dem Verkauf von den zwei Mietshäusern in Belgien beauftragt, die nach langwierigen Arbeiten für eine Veräußerung vorbereitet waren. Kurzum, es gab momentan Ruhe. Es war keine heile Welt, aber zumindest eine geheilte Welt in einem brüchigen labilen Gleichgewicht.

In dieser Ruheschneise der Alltagsorgen gab es – wie im Urlaub – eine Aneinanderreihung erfreulicher Geschehnisse.

In den letzten 26 Stunden der noch verbleibenden Zeit ging es nachmittags zum Abholen eines neuen Autos. Ein Silber metallic farbiges Auto mit Automatik Getriebe, Vorderradantrieb und etwas stärkerem Dieselmotor stand für uns bereit. Es war das Traumauto meiner Frau: genau groß genug für Pensionäre und sehr komfortabel. Schon seit mindestens fünf Jahren sprach meine Liebste von diesem Auto, von dieser Marke und von dieser Ausstattung. Sie wollte wieder selbst fahren, nachdem sie vor zehn Jahren nach einem unverschuldeten Unfall (nur) das Lenken der Autos mir überlassen hatte. Freilich stand der Termin der ersten Fahrstunde noch in den Sternen, und tatsächlich stellte es sich wenig später heraus, dass es nur im Himmel geschrieben stand. Die Übergabe des neuen Fahrzeuges haben wir bei den sieben vorhergehenden Autos nie *so* feierlich empfunden wie dieses eine Mal. Die Flasche Sekt, die wir bei dieser Gelegenheit geschenkt bekamen, passte perfekt in diesen Rahmen.

Nachdem wir vorsichtig heim geglitten waren, kam das Abendprogramm. Um acht empfangen wir die etwas ältere Nachbarin mit ihren zwei Freundinnen. Seit einem Jahr trafen wir uns, wenn es passte, Mittwoch abends, um zusammen Roulette zu spielen. Es ging nicht um das Roulette vom Kasino. Nein, es handel-

te sich um ein hölzernes Spielbrett mit einem Kreisel, der kleine Kugeln anstieß und sie dabei irgendwo einlochete, wo es Punkte gab. Eigentlich ein Kinderspiel. Aber wie dem auch sei, uns hat es Spaß gemacht, und es war ein unkomplizierter Grund, um einfach zusammen zu sein. Und wie das bei solchen Gelegenheiten passte, gab es reichlich Chips, Nüsse und trockenen Weißwein, aber erst musste der vorher erstandene Sekt getrunken werden. In diesen heiteren Stunden konnte niemand den Sekt verweigern. Wir mussten anstoßen aufs neue Auto, und auf das, was es so alles gibt, auf das man anstoßen kann. Der Abend schwebte an uns vorbei, und er war vorüber, ehe wir es gemerkt hatten.

Beim Schlafengehen tat mir der Kopf weh. Ich hatte wohl ein Glas Sekt zuviel getrunken, wo ich doch nur ein halbes Glas verkraften konnte. Bei Kris tat mal nichts weh, und voll befriedigt schlief sie wie Dornröschen. Der Wecker weckte uns um acht, das Startsignal für eine gute Portion Schmusen. Diese wurde abgerundet durch ein improvisiertes Lied mit einsilbigen Fantasie-Wörtern, das Kris sang, wenn sie sich glücklich fühlte. Sie hatte eine schöne, sanfte aber trotzdem feste Stimme, womit sie mir im Laufe der Jahre die Nationalhymnen sämtlicher Märchenländer in deren unverständlichen Märchensprachen vorgesungen hatte. Seit dem Anfang unserer Ehe stand ich als erster auf, und seitdem ich in Vorruhestand war, war der Donnerstag unser gemeinsamer Tag, wo wir alles zusammen erledigten. Es gab aber nichts eiliges außer eines Telefonats, das meine Gattin um halb zehn mit ihrem 88 Jahre alten Vater haben sollte. Unten in der Straße holte ich Brötchen, die für mein gerade erwachtes Dornröschen für ein gelungenes Frühstück unabdingbar waren. Als die Kaffeemaschine nicht mehr krächzte, kam sie zu mir, wir fielen uns in die Arme und drückten uns gegenseitig liebevoll, bevor wir uns an den Tisch setzten. An dem Donnerstag saßen wir sehr, sehr lange am Tisch. Ich weiß nicht mehr worüber wir plauderten, aber ich weiß bestimmt, dass an dem Tag keine Probleme angesprochen wurden, die meine Frau sonst in schlaflosen Stunden schon mal vorgekaut hatte. Wir nahmen uns alle Zeit, bevor wir in die Stadt gingen, um einige ziemlich unwichtige Sachen zu erledigen und vielleicht was zu kaufen.

Was wir in der Stadt gemacht haben, weiß ich nicht mehr. Wir fuhren aber mit dem neuen Wagen in das obere Stockwerk der ersten Tiefgarage auf unserem Weg ins Zentrum der Stadt. Wenn ich das sage, was eigentlich unwichtig scheint, will ich darauf hinweisen, dass meine bummelfreudige Gattin immer unglücklich war, wenn ich anderswo parkte. Sie hatte dafür Tausend Argumente, die mit Logik nicht allzuviel zu tun hatten, und man darum auch nicht widerlegen konnte. Um halb eins entschieden wir uns, ins chinesische Restaurant essen zu gehen. Ich trug eine Plastiktüte in der Hand, aber ich weiß nicht mehr, was sie enthielt. Vielleicht war es ein T-Shirt für den Sohn, den wir nachmittags besuchen würden.

Unsere Überraschung war groß, als wir entdeckten, dass die Nachbarin vom Roulette vom Vorabend zusammen mit einer ihrer zwei Freundinnen schon im Restaurant saß und sich am Büfett schon bedient hatte. Wir setzten uns an den Tisch nebenan, und amüsierten uns zu viert, als ob wir noch beim Roulettespiel gewesen wären. Wir wählten ein für Arbeitstage verbilligtes Mittagsmenü, das am Tisch serviert wurde. Die Frühlingsrolle, die mit im Preis enthalten war und am Büfett nicht so gut war, hat uns, wie so oft, wohl ein Bißchen beeinflusst. Das Essen war genau wie erwartet, und alles verlief besser, als man es einfach wünschen würde, als ob eine höhere Macht jedes Makel, jede Disharmonie und jede auch noch so kleine Enttäuschung von uns fern gehalten hat.

Anfang der Woche hatte ich angeregt, den Sohn am Donnerstag zu besuchen, um im Wohnzimmer noch einige verrußte Sachen zu putzen. Das würde ich machen. Meine Gattin konnte dann noch eine Menge fertig gewaschener Kleidung herüber bringen und einräumen. Die Idee, etwas für den Sohn tun zu können, gab ihr immer eine tiefe Befriedigung im voraus. Vor der einstündigen Autofahrt musste ich mich umziehen, um dem geplanten Putzen von der Kleidung her gewachsen zu sein. Meiner Frau oblag keine ernste Arbeit, und sie konnte deshalb weiter machen, ohne ihre gepflegte Kleidung und ihr Äußeres in irgend einem Detail zu ändern. Höchstens eine kleine Korrektur im Make-up wurde vorgenommen. Die erste etwas längere Fahrt mit dem neuen Wagen war wie ein Traum für sie. Die Geräusche des Dieselmotors erinnerten meine Frau an angenehme Reisen aus lang verblichenen Zeiten mit Leuten, die aus unserem Leben schon lange verschwunden waren. Die Aufgaben meiner Gattin in der Wohnung unseres Sohnes waren schnell erledigt, und so konnte sie sich gemütlich hinsetzen, ein alkoholfreies Bier trinken und mich beim Putzen in aller Ruhe bewundern. Nach einer Stunde sagte meine Allerliebste: ‚Luc, streng dich doch nicht so an. Dir soll doch nichts passieren. Was würde ich denn ohne dich machen? Komm, hör auf! Wir gehen für das Abendbrot einkaufen.‘ Und damit war ihre Zeit jetzt sehr weit fortgeschritten. Die höhere Macht, die uns in den letzten Tagen mit Harmonie und Glück überschüttet hatte, wurde in den nächsten zwanzig Minuten von uns ablassen.

Der Sturz

Wir fahren zum nahe gelegenen Supermarkt, wo ich unser neues Gefährt in den kleinen dazu gehörenden Parkplatz abstellte. Kris ging schon mal hinein, weil sie vorn im Geschäft beim Bäcker etwas für ihre Männer kaufen wollte, wie sie das üblicherweise ausdrückte. Ich sollte mich um das Wägelchen kümmern. Als ich mit dem Einkaufswagen herein kam und mich direkt zur Theke des Bäckers begab, hatte meine Frau zwei Rhabarberstückchen und ein paar Brötchen gekauft. Ihr fehlte aber das passende Kleingeld und ich konnte da helfen. Während ich zahlte, wendete sie sich weg von der Theke und griff sich an den Kopf. Ich eilte herbei, und sie sagte: ‚Ich habe plötzlich fürchterliche Kopfschmerzen. Ich

habe so einen Druck im Kopf und ich sehe nichts mehr.' Ich erahnte sofort ganz Böses. Schließlich hatte mein Vater vor 45 Jahren ungefähr das gleiche gesagt, wenige Minuten bevor er starb. Eilends leitete ich meine Frau zu einer Ablage hinter einer Kasse und setzte sie hin. Die Kassiererin merkte natürlich, dass etwas nicht stimmte, und fragte, ob sie den Notdienst rufen sollte. Ich sagte sofort ‚Ja, bitte‘, aber meine Frau wehrte sich noch ‚nein, nein! Das geht vorüber‘. Ich sagte ‚rufen Sie trotzdem den Notdienst‘, und noch immer bei Bewusstsein, erwiderte sie bittend ‚nein, nein‘. Daraufhin bemerkte die Dame an der Kasse beschwichtigend ‚nebenan gibt es einen Arzt. Holen Sie den!‘. Meine Frau konnte sich noch selbständig halten, und ich ließ sie buchstäblich sitzen, um diesen Arzt zu holen. Der Arzt war da, und es war das Ende seiner Sprechstunde, so dass er ohne zögern mitkam.

Als wir in den Supermarkt zurück kamen, war schon einiges mehr geschehen. Offensichtlich hatte meine Gattin das Bewusstsein verloren und war gestürzt. Man hatte sie aber wieder auf die Ablage gesetzt, und ein Mann vom Geschäft hielt sie fest. Der Blutdruck war dramatisch gefallen, meine Frau war also in dem was man Schock nennt. Der Arzt entschied, sie auf den Boden zu legen, mit den Beinen leicht angehoben. Durch den Rückstau vom Blut im Gehirn fing meine Frau sofort an zu brechen. Um zu vermeiden, dass Erbrochenes in die Lunge kam, mussten wir sie wieder aufrichten. Mit seinem speziellen Lämpchen guckte er in ihre Augen und fand heraus, dass zumindest einseitig die Pupille stark vergrößert war. Daraufhin fragte er: ‚hat Ihre Frau das öfters?‘ was so blöd für mich klang wie ‚stirbt Ihre Frau öfters?‘. Es war in mir aber schon ganz still geworden und ich konnte nur noch den Kopf schütteln. Ein anderer Arzt, der gerade an der Kasse bezahlt hatte, schien die Lage meiner Frau genau einzuschätzen und sah, dass sein Kollege in Verlegenheit war. Er kam herbei und schlug vor Kris in die stabile Seitenlage zu legen, wie man es in den Kursen Vom Roten Kreuz lernt. Obwohl ich das auch gelernt hatte, wäre ich dort nie imstande gewesen, das alleine zu tun.

Nur einige Minuten später kamen die Sanitäter herein geeilt und brachten meine dahin siechende Frau flugs in den Rettungswagen. Aber gerettet war sie Gott weiß nicht. Ich durfte mich auf den Beifahrersitz setzen, und ein kleines Fensterchen trennte mich vom Rettungsraum, wo die zwei Sanitäter sich bemühten, den Schock zu beheben. Tatsächlich, nach zehn Minuten, kam meine Gattin noch mal kurz zu sich. Auf die Frage eines der Sanitäter sagte sie: ‚ich hatte so einen Druck im Kopf‘. Danach verschwand ihr Bewusstsein für immer. Die selbständige Atmung kam auch in Bedrängnis, und man musste den Notarzt herbeirufen. Den trafen wir einige hundert Meter vom Supermarkt an einer ruhigen Straßenecke wo Rettungs- und Notarztwagen eine Weile stehen bleiben konnten. Es stellte sich heraus, dass der diensthabende Notarzt ein Kollege meines Sohnes war. Er hat sich deswegen speziell eingesetzt und auch nach längeren Verhandlungen über Radiofunk erreicht, dass meine Frau sofort in eine Klinik mit einer

neurochirurgischen Abteilung eingeliefert werden konnte. Lange hat er herum gemacht um meine Frau zu intubieren, ich meine damit ein Beatmungsrohr über den Kehlkopf hinein zu schieben. Ich hätte es ihm übel genommen, wenn ich aus der Vergangenheit nicht gewußt hätte, dass irgendwelche anatomischen Formen an dieser Stelle ungewohnt sein mussten, weil fünf Jahre früher ähnliches bei einer Narkose passiert war. Schlussendlich, nach etwa zwei Stunden setzten sich die zwei Wagen vorsichtig aber mit zwingender Priorität in Bewegung Richtung Klinik. Das Martinshorn und das Blaulicht machten die Fahrt zu einer makaberen Wagner Oper. Mir standen die Tränen in den Augen, weil ich mit absoluter Gewissheit wusste, dass so oder so mein Leben und das meiner Frau sich im Wesentlichen *jetzt* trennten. Das Maß der Trennung war mir noch teilweise verborgen, aber das Gefühl der Trauer wuchs unaufhörlich in meinem Herzen.

Keine (vielleicht kostbare) Zeit ging verloren. Meine Frau, ununterbrochen durch Geräte unterstützt, kam in den Schockraum der Klinik. Da tummelten sich Professoren, Ärzte, Krankenschwestern, Pfleger, die Sanitäter und der Notarzt, die allesamt entscheiden mussten, um was es gehe und in wessen Zuständigkeitsbereich der Fall gehöre. Ich stand etwas verloren dabei und durfte die Personalien meiner Frau in einem Aufnahmeformular eintragen. Der Notarzt nahm mich zur Seite und sagte, dass ich meinen Sohn, der in einer anderen Klinik arbeitete, unverzüglich herbeirufen sollte. Kurz nachdem Boris seine Mutti gesehen hatte, wurde sie für eine Tomographie des Gehirns weggebracht. Ein Professor erklärte meinem Sohn, dass man an Hand dieser Tomographie entscheiden würde, ob noch was gemacht werden konnte. Nur eine Viertelstunde später kam er zurück ‚ja, der Bluterguß ist begrenzt und vorne rechts im Gehirn. Höchst wahrscheinlich ist keine vitale Stelle des Gehirns dadurch bis jetzt funktionsunfähig geworden. Man bereitet sie für eine Notoperation vor. Die wird man in den nächsten Minuten in Angriff nehmen. Trotzdem ist die Lage sehr ernst und bedrohlich. Es ist jetzt acht Uhr (abends), ... kommen Sie heute nacht so gegen elf zurück. Dann könnte die Operation zu Ende sein, und dann wissen wir Näheres‘.

Mein Wagen stand noch am Supermarkt und eigentlich war ich gekleidet um in der Wohnung meines Sohnes zu putzen. Also brachte Boris mich in seine Wohnung zurück. Ich hatte die Handtasche von Kris, den Korb mit dem Rhabarberstückchen, und auf dem Salontisch stand noch das leere Glas vom alkoholfreien Bier, das sie nachmittags getrunken hatte. Auch wenn sie überleben würde, würde sie höchst wahrscheinlich nie mehr an diesem Tisch sitzen können. Als ich mich dann an diesen Tisch gesetzt habe, wurde die Trauer in mir unhaltbar. Ich fing an ganz laut zu heulen. Mein Sohn rannte herbei. Wir nahmen einander in die Arme, und er heulte schließlich genauso wie ich. Nachdem wir uns wieder gefangen hatten, mussten wir das ganz einfache weitere Leben ohne die Mutti und ohne die schöne liebevolle Ehefrau ins Auge fassen. Wir sollten essen, ich sollte dort schlafen und der Sohn musste schon anfangen, mit den Kollegen von

der Arbeit zu telefonieren, weil es der Donnerstag vor Pfingsten war, und er planmäßig Dienst am Wochenende haben würde.

Um elf nachts fuhren wir wieder zum Krankenhaus und landeten im kleinen Warteraum der Intensivstation, wo Kris nach der Operation hinkommen würde. Um halb eins kam ein Assistenzarzt der Chirurgie vom OP zu uns und berichtete vom Ausgang des Eingriffes. Er musste aber als erstes melden, dass sich einige Minuten vor der Operation der Zustand meiner Ehefrau dramatisch verschlechtert hatte. Beim Öffnen der Schädeldecke hat sich dann herausgestellt, dass das Aneurysma (= sackartige Erweiterung eines Blutgefäßes) nicht an einer Vene, sondern leider an einer Arterie war. Dadurch hatte meine Frau während der Operation vier Liter Blut verloren (also fast ihr ganzes Blut, weil ein normaler Erwachsener nur bis zu fünf Liter Blut hat). Ein Liter von ihrem Blut konnte wieder verwendet werden, alles andere wurde mit Blutkonserven gedeckt. Man hat schließlich die Bruchstelle schließen können. Die Operation war zwar theoretisch gelungen, praktisch hatte der ergiebige Bluterguss kurz vor der Operation das ganze Hirn wahrscheinlich ernsthaft beschädigt. Wieviel? Das wusste noch niemand. Um drei morgens konnten wir endlich unsere teure Patientin besuchen. Der Anblick war wie nach einem Unfall. Die rechte Gesichtshälfte war teilweise blau und verletzt, und auf dem Schädel vorne rechts gab es einen großen genähten Schnitt. Weiter war der Hals, durch bei der Intubierung zugefügte innere Verletzungen, schon stark geschwollen. Es tat schon sehr weh zu sehen, wie meine immer so auf Schönheit bedachte Frau nun da lag, äußerlich geschunden und innerlich vom Schicksal tödlich verletzt.

Das Ende

Weil noch eine theoretische Chance bestand, dass das Gehirn nicht so verletzt war, wie vermutet, wurden alle denkbaren Maßnahmen eingeleitet, um ein Anschwellen des Gehirns unter Kontrolle zu halten. Mein Sohn erklärte mir, dass diese Maßnahmen leider nur während ungefähr eines Tages greifen. Ein Zuviel der Hilfssubstanzen im Blut werde danach selbst lebensbedrohlich. Wir wurden gebeten, uns ab jetzt an die Besuchszeiten zu halten. Wir konnten aber zu jeder Zeit, Tag oder Nacht, die Intensivstation anrufen und zusätzlich den Stationsarzt anpiepsen. Überraschenderweise gelang es sowohl meinem Sohn wie mir, einige Stunden zu schlafen, aber um sieben Uhr morgens waren wir beide wieder wach. Boris rief sofort den Stationsarzt an und erfuhr, dass der Zustand sich nicht geändert hatte. Der Hirndruck war erhöht, aber leicht unter der Gefahrgrenze. Ich war aber in der festen Überzeugung, dass am Ende nur der Tod stehen konnte.

In dieser Trauerstimmung und in Tränen raste ich heim über die Autobahn. Ich hatte ich die Handtasche meiner Frau und ihre benetzte und teilweise zerschnittene Kleidung aus dem OP bei mir. Ich weiß nicht ob es Wut war, aber das erste

was ich daheim gemacht habe, war die Entsorgung von dieser teuren Kleidung. Ich habe sie mit Gewalt in den Müll geschmissen. Ich wollte sie nicht mehr sehen. Was hätte ich sowieso damit anfangen sollen? Als nächstes ging ich zu der Nachbarin mit der wir am Tag zuvor noch im Restaurant gegessen hatten. Ich konnte es fast nicht aussprechen, ich sagte nur ‚Kris stirbt‘ und fing an zu heulen. Sie ließ mich schnell hinein und nahm mich in die Arme. Sie antwortete ‚nein, das kann nicht sein!‘. Ich musste ihr dann erklären, was geschehen war, und was bevor stand. Überleben konnte bedeuten: von der Sprache beraubt sein, ganz körperlich gelähmt sein, Wachkoma oder andere überaus schreckliche Sachen, weil es in jedem Fall ernste Gehirnschäden gab. Der Tod wäre Gnade. Ich kleidete mich um, packte ein paar Sachen von mir in einen Koffer, nahm sämtliche Terminkalender und Adressenverzeichnisse mit und zog für eine ungewisse Zeit zu meinem Sohn um.

Nachmittags durften wir zwei Stunden bei unserer todkranken Patientin verbringen. Die Sonne schien und der Neckar war über die Ufer getreten. Die Welt draußen war in Ordnung, nur unsere nicht. Die Werte auf dem Monitor waren noch innerhalb der Toleranzen. Der Patient daneben, der während der Nacht auch wegen einer Gehirnblutung eingeliefert worden war, ein sportlich gebräunter Mann Mitte fünfzig, war schon aufgegeben. Als mein Sohn, Arzt, an seinen Monitor vorbeiging, sagte er: ‚das sieht gar nicht gut aus; der arme Kerl muss in den nächsten Tagen sterben‘. Der Anblick seiner Mutter war noch genauso verheerend wie nach der Operation. Sie hat uns so oft gesagt, dass niemand außer uns sie sehen sollte, wenn sie mal an Geräten hängen würde. Nun war es so weit. Entsprechend haben wir alle, die sie da besuchen wollten, ferngehalten.

Nach unserem Besuch in der Klinik war unser Sohn nicht mehr hundert Prozent hoffnungslos. Vielleicht würde seine Mutter es überleben, und er fing schon an zu planen wie man sie pflegen könnte, wie jemand sie jeden Tag schön kleiden und schminken würde. Erst mussten aber die nächsten vierzehn Tage überstanden werden. Die Atmung musste selbsttätig werden und so weiter. Ich konnte es nicht so richtig glauben, aber wenn ein Arzt das sagte, ja vielleicht. Abends war die Gesundheitslage unverändert. Ich benachrichtigte die Familie in der Heimat und untersuchte die Terminkalender um am nächsten Morgen mit den Absagen anfangen zu können.

Am nächsten Tag, früh um sieben klingelte das Telefon. Der Blutdruck im Gehirn sei über die Risikogrenze gestiegen. Die Mittel der ersten 24 Stunden seien erschöpft; es gäbe noch eine kurzfristig wirkende Substanz, die man einsetzen werde. Nachdem das aber gemacht sein würde, gäbe es nichts mehr, das meine Frau noch retten könnte. Und so kam es. Um zehn rief man an: ‚der Druck sei auf das siebenfache des normalen Wertes angestiegen. Wenn dieser Druck nicht sofort gesenkt werden könne, würde der Tod schon in den nächsten Stunden eintreten‘. Obwohl damit klar war, dass die Seele meiner Frau jetzt absolut und für

immer ihren Körper verlassen hatte, konnte mein Sohn den sofortigen Tod seiner Mutter nicht akzeptieren. Er beriet mit dem Stationsarzt, was zu machen sei, um den drohenden körperlichen Tod noch etwas hinaus zu zögern. Es war uns ab jetzt, wo keine Behandlung in dem Sinne mehr statt fand, erlaubt, Tag und Nacht bei unserer sterbenden Mutter und Ehefrau zu wachen. Außer der Zeit von Mitternacht bis früh morgens haben wir das ab dann auch gemacht.

Am Sonntagmorgen - es war Pfingsten - hatte ich die traurige Aufgabe meinen Schwiegervater zu benachrichtigen. Er war geistig noch hundert Prozent rüstig und um neun Uhr dreißig erwartete er einen Anruf seiner Tochter. Das auch seine Frau vor weniger als zwanzig Jahre einer Gehirnblutung erlag, machte mir die Einleitung unseres Gesprächs etwas leichter. Ich musste aber sagen, dass der Zustand seiner Tochter schlecht war, und die Aussichten eher ungünstig seien. Ich würde am Montag Morgen wieder anrufen. Und am Montag musste ich leider erklären, dass sich nichts gebessert hatte, im Gegenteil. Ich würde am nächsten Tag wieder anrufen.

Mittlerweile verbrachten wir viele lange Stunden am Sterbebett unserer geliebten Patientin, aber die Stunden schienen uns so unglaublich kurz, weil wir wussten, das es eben die letzten waren. Die Zeit lief uns davon, während wir ihre Hand, ihren Arm oder ihre Schulter zart festhielten. Die Schwellung am Hals hatte sich am Montag Abend weitgehend zurückgebildet, die blauen Flecken im Gesicht waren verschwunden, und die Operationsnarbe sah gar nicht mehr so bedrohlich aus. Aber was nützte das alles. Die Werte für Blutdruck und Puls sanken stetig und sicher, Stunde für Stunde. Mein Sohn hatte dem Stationsarzt und dem Stationspersonal aufgetragen, die lebenserhaltenden Maßnahmen auf das absolute Minimum zu beschränken. Damit wurde einem weiteren Wunsch seiner Mutter entsprochen, nämlich die körperliche Überlebenszeit an medizinischen Geräten möglichst kurz zu halten.

Es war mittlerweile Dienstag Morgen. Das Wetter war während aller dieser Tage schön geblieben. Für die Natur war unser Schmerz fremd. Es war eben Mai, und die Vögel hatten keine Ahnung von dem, was in uns vorging. In der Abgeschlossenheit der Intensivstation kündigten die Werte auf dem Monitor den sich rasch nähernden Tod meiner Gattin an. Die Nieren hatten seit dem frühen Morgen schon ausgesetzt. Wir wagten es noch kaum, zur Toilette zu gehen: der endgültige Abschied konnte vielleicht gerade dann passieren. Aber ich musste den Schwiegervater um halb zehn anrufen. Mit Angst im Herzen habe ich mich einige Minuten entfernt um ihm zu melden, dass seine Tochter im Sterben lag. Die Werte am Monitor sanken weiter und weiter. Die Herzkontraktionen wurden sehr schwach und die zwischenzeitlichen Abstände immer größer, bis plötzlich, aber nicht unerwartet, der Monitor den Alarmton für Herzstillstand gab. Die Kontraktion des Herzens fand aber noch immer statt, und darum schalteten wir mehrmals den Alarm aus. Schlussendlich sagte mein Sohn: „Papa, die Mama ist

schon seit mehreren Minuten gestorben. Das kannst du hier an den Todesflecken im oberen Brustbereich sehen. Das Herz ist zäh und macht zwar noch ein bisschen weiter, aber das ist leider kein Leben mehr.'. Der Tod war meiner Frau gnädig gewesen. Ihre Liebe war aber weiter in uns und würde uns Kraft zum Weiterleben spenden, wie wir es im Nachhinein empfunden haben.